Nr. 173. — Zweites Blatt.

Verantwortl. Redakteur: R. O. Köhler in Stettin.
Verleger und Drucker: R. Graßmann in Stettin, Kirchplatz 3—4.

Bezugspreis: vierteljährlich in Stettin 1 M., auf den deutschen Postanstalten 1 M. 10 Pf.; durch den Briefträger ins Haus gebracht kostet das Blatt 40 Pf. mehr.

Anzeigen: die Kleinzeile oder deren Raum 15 Pf., Reklamen 30 Pf.

# Stettiner Zeitung.

Sonntag, 26. Juli 1903.

Annahme von Anzeigen Breitestr. 41—42 und Kirchplatz 3.

Vertretung in Deutschland: In allen größeren Städten Deutschlands: R. Mosse, Haasenstein & Vogler, G. L. Daube, Invalidendank. Berlin Bernh. Arndt, Max Gerstmann. Elberfeld W. Thienes. Halle a. S. Jul. Barck & Co. Hamburg William Wilkens. In Berlin, Hamburg und Frankfurt a. M. Heinr. Eisler. Kopenhagen Aug. J. Wolff & Co.

## Schulpflicht und Wehrpflicht.

Die allgemeine Schulpflicht und die allgemeine Wehrpflicht sind die mächtigsten Hebel für den preußischen Staat zu seiner Größe und zu seiner erfolgreichen Mission in Deutschland geworden. Das ist eine Wahrheit, für welche sich das Zeugnis mancher Männer mit glänzenden Namen anführen läßt. Wir erinnern an das dem Fürsten Bismarck zugeschriebene bekannte Wort, welches dem „preußischen Schulmeister“ einen Hauptanteil an dem Siege von Königgrätz einräumt. Die großen pädagogischen Reformer, die im 17. Jahrhundert in Deutschland erstanden, erblickten die einzige Rettung des durch die Last und die Schrecken von 30 jammervollen Kriegsjahren ausgesogenen Landes und Volkes aus seiner Not in einer neuen Volkserziehung auf Grund allgemeiner Schulpflicht; ebenso suchte Fichte nach Preußens tiefem Falle durch die Schlacht bei Jena die Wiederaufrichtung in einer wirklich sittlichen Erziehung des Volkes, für die in der Schule der Grund gelegt werden müsse. Sowohl in der allgemeinen Schulpflicht, als auch in der allgemeinen Wehrpflicht ist Preußen bahnbrechend gewesen.

Daß die höhere Begabung nicht nur im wirtschaftlichen, sondern auch im kriegerischen Kampfe das Uebergewicht verleiht bei sonst annähernd gleicher Tüchtigkeit, ist eine alte Erfahrung. Die Militärverwaltung hat dieser Tatsache durch die Zulassung der einjährigen Dienstpflicht für alle militärpflichtigen Landessöhne, welche über ein gewisses Maß von Bildung verfügen, Rechnung getragen. Geistig geschulten Rekruten sind die notwendigen militärischen Kenntnisse in der Instruktionsstunde in viel kürzerer Zeit beizubringen wie geistig wenig geübten. Ganz unverkennbar ist der Vorteil, den eine Kompagnie mit geistig regsamen und aufgeweckten Mannschaften vor einer andern hat, der es an Leuten fehlt, die selbständig handeln und urteilen können. Erstere wird nie um tüchtige Patrouillenführer verlegen sein, während letztere für solche Zwecke auf die Unteroffiziere zurückgreifen muß und dadurch an Gefechtskraft verliert. In der Zeit der weittragenden Feuerwaffen und des rauchschwachen Pulvers ist der Aufklärungsdienst von einer ganz besonderen Bedeutung, und zu diesem Zwecke sind aufgeweckte Elemente unter den Mannschaften, Leute, die bedacht und geschickt zu handeln wissen, sich ohne große Schwierigkeit über Wahrnehmungen klar werden, Wesentliches und Unwesentliches zu unterscheiden verstehen, in jeder Kompagnie in größerer Zahl unerläßlich.

Wollte man freilich der geistigen Gewandtheit allein das entscheidende Gewicht beilegen, so wäre dies eine verkehrte Einseitigkeit. Die Schule kann keine Soldaten heranbilden. Der Ernst des Waffenhandwerkes läßt sich im Kindheitsalter noch nicht erfassen, und kriegerische Tüchtigkeit läßt sich nicht spielend oder durch theoretische Belehrung gewinnen. Zur Kriegsbrauchbarkeit gehört vor allen Dingen die Stählung des Körpers, die Gewöhnung an Strapazen, wie sie Knaben nicht zugemutet werden kann. Dazu gehört, daß der kriegstüchtige Staatsbürger seine Glieder beherrschen und zweckmäßig gebrauchen lerne, abgesehen von der höchsten Entwicklung der moralischen Eigenschaften. Die Schule hat andere Aufgaben, als die Ausbildung von Soldaten, aber durch deren gewissenhafte Erfüllung kann sie der militärischen Ausbildung vorarbeiten und diese erleichtern, was ebenso wohl im Interesse des einzelnen Soldaten wie des Heeres und des ganzen Staates liegt. In dieser Hinsicht kann man wohl die allgemeine Wehrpflicht und die allgemeine Schulpflicht zusammen nennen.

## Die germanische Periode.

Unter dem Titel „Am Vorabend des Konklaves“ bringt der Pariser „Figaro“ einen Leitartikel, als dessen Verfasser er „einen der Prälaten“ nennt, „deren Wort am römischen Hofe am meisten ins Gewicht fällt.“ Von der bevorstehenden Papstwahl und den Kunstgriffen, welche Kaiser Wilhelm II. anwendet, hängt es nach dem Schreiber des Artikels ab, ob auf die lateinische Ehre in der Leitung des Katholizismus die germanische Periode folgen wird.

Um die Weltherrschaft des „immer größeren Deutschlands,“ diese furchtbare Drohung für die Sicherheit und die Unabhängigkeit ganz Europas, anzubahnen, fährt der Prälat fort, sucht das lutherische Preußen die Hand auf Rom und die Kirche zu legen und sie als mitwirkende Mächte an den Wagen des gekrönten Lohengrin zu spannen. Das ist jetzt in der Tat das Ideal des Nachfolgers Friedrichs II., des Schirmherrn der Jesuiten, die aus den lateinischen Monarchien vertrieben worden sind. Unmittelbar nach dem Kulturkampfe träumt Bismarck von einem vereinten Vorgehen des jungen deutschen Reiches und des Papsttums gegen die „rote französische Republik“. Da er den Vatikan nicht brechen kann, will er sich seiner bedienen. Kaum auf dem Throne der Kreuzritter angelangt, unternimmt Wilhelm II. seine zwei Wallfahrten nach Rom und schickt dann, nachdem er das Nötige vorbereitet hat, seine „graue Eminenz“, den Kardinal Kopp, dorthin. Der Monarch strebt ein doppeltes Ziel an: die Entwicklung der Demokratie durch eine umfassende reaktionäre Politik zu hemmen und die letzten Bande zwischen Frankreich und dem heiligen Stuhle zu zerreißen. In einer berühmten Audienz vom Jahre 1895 legt der Fürstbischof von Breslau dem Papste die weitgehenden Pläne der deutschen Diplomatie dar. Die letzten Reichstagswahlen bezeichnen den Anfang der Niederlage des konservativen Feudalismus, und es fragt sich, ob der Hohenzollern mit dem künftigen Reichstage noch wird regieren können. Mit seinem scharfen Rundblicke hatte Leo XIII. in der Seele des jungen und glänzenden Monarchen gelesen; aber sein höherer Realismus vermochte sich der erhabenen Phantasie des Kaisers nicht anzupassen. Preußen bleibt trotz allem die historische Verkörperung des Luthertums, wie Frankreich trotz Combes und Hubbard seine katholische Krone bewahrt. Wenn es Berlin gelänge, Wien, Triest und Saloniki zu überfluten, wenn es sich von der Ostsee und der Nordsee bis zu den sonnigen Ufern des Aegeischen Meeres ausdehnte, dann würde das protestantische Preußen seine alte Gangart wieder aufnehmen und wie nach der „liberalen“ Verfassung von 1852 das Duell mit der Kirche wieder beginnen.

Ungeachtet der vorsichtigen Haltung Leo XIII. fährt Wilhelm II. fort, dem Zentrum, den Bischöfen und Kardinälen den Hof zu machen, bestehend in Versprechungen, welche die Missionare erhalten, Bemühungen, das französische Protektorat zu zerstückeln und das beste davon an sich zu reißen, Gunstbezeugungen für die Mönchsorden und sogar die Jesuiten, Wallfahrten nach Jerusalem, Rom und dem Monte Casino, seine Avancen, die Baron Hertling dem heiligen Stuhle macht. Das kennt man ja schon alles. Weniger bekannt ist dagegen, daß Wilhelm II. glüht, das Konklave zu leiten (!), das in acht Tagen eröffnet werden soll. Der Kaiser hat zwei Personen beauftragt, die Wahl des Nachfolgers Leo XIII. anzubahnen: den Kardinal Kopp und den Professor Kraus. Der Fürstbischof von Breslau wird versuchen, auf dem Konklave die hervorragende Rolle zu spielen, die der Kardinal von Retz nach 1650 auf Befehl Ludwig XIV. spielte. . . . Er ist von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Preußen noch die einzige Nation in Europa ist, wo die konservativen Kräfte dem erfolgreichen Aufschwunge der Demokratie die Wage halten. Um die im Niedergange begriffenen Dynastien und den Adel zu retten, muß in allen konservativen Kräften eine Stütze gesucht werden, und unter diesen nehmen Papst und Kirche den ersten Rang ein. Darum hat er sein ganzes Ansehen und sein Talent aufgeboten, die Bischöfe, katholischen Abgeordneten und die geistlichen Orden um den pangermanischen Imperialismus zu scharen, wie er andererseits in Rom die christliche Demokratie bekämpfte. Im Konklave möchte er den heiligen Geist ersetzen, um den Katholizismus in den Dienst Deutschlands zu stellen. Er wird der Große Kurfürst par excellence sein.“

An Phantasie fehlt es dem Artikelschreiber sicher nicht.

## Aus dem Leben Leo XIII.

berichtet die „Köln. Ztg.“ Ausführliches, über den persönlichen Gebrauch des Verstorbenen heißt es darin: Für sich persönlich hat Papst Leo nur wenig gebraucht, auch seine Nepoten scheint er bei Lebzeiten ziemlich knapp gehalten zu haben. Seine Einfachheit in den Bedürfnissen des täglichen Lebens war in römischen Klerikerkreisen sprichwörtlich geworden, und die Geschichten von seinen alten abgetragenen Kleidungsstücken, von denen er sich nie trennen mochte, erinnern an ähnliche Züge von Schlichtheit im Wesen des alten Kaisers Wilhelm I. Die Ruhe, Einfachheit und Regelmäßigkeit seines täglichen Lebens haben ohne Zweifel viel dazu beigetragen, die Tage des Papstes zu verlängern. Drei Zimmer des vatikanischen Palastes bildeten seine Privatwohnung, und für gewöhnlich spielte sich sein Leben auf diesem beschränkten Raume ab: einem Schlafzimmer, einem Speisezimmer und einem Empfangssalon. In einem vierten Nachbarsaal ist die Hauskapelle eingerichtet, in der er jeden Morgen die Messe las. Leo war gewohnt, auch im hohen Alter zwischen 6 und 7 Uhr Morgens aufzustehen, wenn er nicht, was bis vor wenigen Jahren häufiger vorkam, mitten in der Nacht, wenn der furor poeticus ihn nicht schlafen ließ, sich erhob, um lateinische Verse niederzuschreiben, und dann an seinem Schreibtisch das Erwachen des Tages und seines Kammerdieners abzuwarten. Nach der Messe nahm der Papst ein Frühstück von Milchkaffee, selten ein Ei dazu, dann gab er sich seinen kirchlichen Geschäften hin und erteilte Audienzen bis zur Mittagszeit. Gegen 2 Uhr nahm er die Hauptmahlzeit ein, die stets sehr einfach war, aus Suppe oder Nudelvorspeise, einem oder höchstens zwei Fleischgerichten und Obst bestand; dazu trank er ein wenig Bordeaux, der ihm von einem Kloster der Gironde als Geschenk geliefert wird. Alle andern Weine, die dem Papst von vielen Seiten geschenkt wurden, fanden stets ihren Weg in die Keller des Staatssekretärs und anderer Prälaten der Kurie. In den letzten Lebensjahren hat natürlich der Leibarzt ein besonderes Augenmerk auf die tägliche Ernährung des Papstes gerichtet, und leicht verdauliche Milch- und Eierspeisen, sowie Bouillon bildeten im wesentlichen das Menu. Ein Schläfchen nach dem Mittagessen hat Leo auch erst in den letzten Lebensjahren sich zur Gewohnheit gemacht. Während der guten Jahreszeit pflegte er die Hälfte des Tages mindestens im vatikanischen Garten zuzubringen; war das Wetter besonders verlockend, so siedelte er auch ganz in das neu eingerichtete Gartenhaus daselbst über, d. h. ein paar Wochen lang für den ganzen Tag, während er für die Nacht immer in den vatikanischen Palast zurückkehrte. — Die Bedürfnislosigkeit Leos äußerte sich u. a. auch in dem zähen Festhalten an manchen veralteten heimischen Bräuchen, die von den Fortschritten der materiellen Kultur längst überholt sind. So hatte er eine Vorliebe für den bei den untern Klassen des ehemaligen Kirchenstaates heute noch üblichen, früher allgemein verbreiteten braciere, das die Stelle eines Ofens vertretende Metallbecken mit offenem Holzkohlenfeuer. Noch vor etwa zehn Jahren ließ Leo seine Wohnräume nicht anders heizen als mit diesem, der Gesundheit wenig zuträglichen Kohlenbecken, das je nach Bedarf von einem Zimmer ins andere gesetzt wurde. Erst der nachdrücklichen Forderung des Arztes, der für die empfindliche Haut des alten Herrn eine gleichmäßige Erwärmung der Räume als unerläßlich erachtete, gelang es, die Alleinherrschaft des braciere in der päpstlichen Wohnung durch eine gesundheitsgemäße moderne Heizvorrichtung zu verdrängen.

## Fürst Bismarck und Rußland.

Den Beziehungen des Fürsten Bismarck zu Rußland widmet L. S. Slonimski in der vornehmsten russischen Zeitschrift, dem „Westnik Jewropy“, einen sachlich und unparteiisch geschriebenen Artikel, der den fortwährenden Verdächtigungen der Politik Bismarck's in der russischen Presse ein Ende machen soll. Aus dem sehr umfangreichen Artikel können wir hier nur einzelne Stellen herausgreifen. Wir wählen zunächst einen Absatz, der über Bismarck's Beziehungen zu Gortschakow Aufschluß gibt; es heißt dort: „Als preußischer Gesandter in Petersburg (vom Januar 1859 bis zum April 1862) hatte Bismarck Gelegenheit, die russische Gesellschaft und die russische Politik zu studieren. Er wurde in Petersburg mit offenen Armen als Vertreter eines nahe verwandten Hofes und als ein erprobter Freund aufgenommen; dabei machte er selbst durch seine aristokratische Erscheinung, durch sein offenes Wesen, durch seinen Geist und seine Gewandtheit einen geradezu faszinierenden Eindruck. Die Kaiserin-Mutter, Schwester des Königs von Preußen, schenkte ihm ihre besondere Gunst, und auch die Großfürstin Helene Pawlowna, in deren Salons sich die Blüte der gebildeten russischen Gesellschaft zusammenfand, war ihm wohlgeneigt. Fürst Gortschakow war ihm ein alter Bekannter und Gönner. Bismarck liebte es, sich als Schüler und Verehrer unseres Kanzlers zu bezeichnen, obwohl er im Grunde seines Herzens nicht viel von ihm hielt; er hat ihn später als eitlen, leicht empfindlichen und schwatzhaften Diplomaten bezeichnet. Im Verkehr mit Bismarck trug Gortschakow eine besondere Vertrauensseligkeit zur Schau; er ließ ihn Berichte unseres Berliner Vertreters lesen, bevor er selbst noch einen Blick in dieselben geworfen hatte, und weihte ihn ungebeten in alle Einzelheiten unserer Politik ein. Damit gab unser Kanzler Bismarck selbst das Material an die Hand, durch das dieser sich von der Unfähigkeit, der Doppelzüngigkeit und dem Leichtsinn der russischen Diplomatie jener Tage überzeugen konnte.“ Der endgiltige Bruch zwischen den beiden Reichskanzlern erfolgte im Jahre 1875, als die Gerüchte über einen bevorstehenden neuen deutsch-französischen Krieg den Fürsten Gortschakow veranlaßten, sich zum Patron Frankreichs aufzuwerfen. Die Kriegspartei in Berlin machte damals für einen zweiten Krieg Propaganda, um Frankreich endgiltig niederzuwerfen und die Revancheidee im Keime zu ersticken. Bei Gelegenheit einer Reise Kaiser Alexanders II. durch Deutschland wandte unsere Regierung in Berlin all ihren Einfluß auf, um die drohende Gefahr endgiltig zu bannen, und Fürst Gortschakow, der seinen Kaiser begleitete, versandte im Mai 1875 aus der deutschen Reichshauptstadt eine Zirkularnote mit der Freudenbotschaft über den Erfolg seiner Politik. Die Note, die mit den Worten begann: „Maintenant la paix est assurée“, war dem Fürsten Bismarck natürlich im höchsten Grade unangenehm, da sie ihn vor der ganzen Welt indirekt kriegerischer Gelüste beschuldigte. Bismarck machte seinem russischen Kollegen die bittersten Vorwürfe wegen dieser Verletzung ihrer freundschaftlichen Beziehungen; der Fürst hätte sich damit begnügen müssen, zu konstatieren, daß Deutschland keine kriegerischen Absichten habe. Bismarck fand für die Handlungsweise des Fürsten Gortschakow die Erklärung nur in dem Ehrgeiz des russischen Ministers, in seinem Wunsch, vor Europa als Retter Frankreichs und Wahrer des Weltfriedens zu erscheinen. Bismarck beklagte sich bei Kaiser Alexander II., der ihm den Rat gab, dieser „vanité sénile“ keine Bedeutung beizumessen. Trotzdem leitete diese „vanité sénile“ auch weiter die Geschicke Rußlands und stürzte das Land wenige Jahre später in eine Abenteurerpolitik. . . .“

## Amerikanische Studenten.

In fesselnder Weise schildert Jules Huret im „Figaro“ das Leben der Studenten auf den amerikanischen Hochschulen. „Es gibt an der Harvard-Universität,“ schreibt er, „ungefähr 4000 Schüler: 2000 am „college“ und 2000 in den besonderen Fakultäten. Das Schulgeld, das die Schüler zahlen müssen, beträgt 100 Dollars pro Jahr. Die Schüler des „college“ teilen sich in vier Klassen oder Jahrgänge: „frehsmen“ (Füchse), „sophomores“, „juniors“ und „seniors“. Die „freshmen“ werden von den „seniors“ sehr streng gehalten: sie dürfen auf der Straße nicht rauchen, keinen Stock und keinen Zylinderhut tragen, kurz, nicht den „feinen Mann“ spielen! Die Studenten in Cambridge (wo sich die Harvard-Universität befindet) wohnen entweder in einem „dormitory“ des „yard“ oder in der Stadt. Ein „dormitory“ entspricht etwa unserem möblierten Zimmer, das der Student mit Photographien, Pfeifen, Vereinsabzeichen zu einer richtigen „Studentenbude“ umgestaltet. Die im „yard“ liegenden Buden stehen unter der Aufsicht der Universität („yard“ nennt man die Bauten und Terrains, die zur Universität gehören); diese Ueberwachung beschränkt sich darauf, daß der Aufsicht führende Professor einschreitet, um Skandalszenen oder den Eintritt zweifelhafter Frauenzimmer zu verhindern. Unter den „dormitories“ gibt es sehr vornehm ausgestattete, mit Sportsälen (wo man eine Art Zimmer-Tennis spielt), Turnsälen, Baderäumen, Lesezimmern, Telephon usw. Ein Zimmer in einem solchen „dormitory“ kostet 1500 bis 2500 Mark pro Jahr; aber die armen Studenten finden anderswo Zimmer für 400 Mark. Eine Hauptrolle im Leben des amerikanischen Studenten spielt der Klub. In Harvard gibt es 135 Klubs oder Studentenvereine, eher mehr als weniger: Vergnügungs-Klubs, wissenschaftliche Klubs, Sauf-Klubs, landsmannschaftliche Klubs, deutsche, spanische, französische Klubs, Klubs von Kalifornien, von Kanada, von Chicago, von Newyork, Sport-Klubs, religiöse Klubs, politische Klubs, Klubs der einzelnen Fakultäten usw. Die meisten dieser Klubs haben vom Klub allerdings nur den Namen, und ihr Lokal ist oft nur das Zimmer eines der Mitglieder. Aber das Bureau mit dem Präsidenten, dem Vize-Präsidenten, dem Sekretär und dem Schatzmeister ist unter allen Umständen da. Die 500 jungen „freshmen“, die in Harvard ankommen, können gleich nach ihrer Ankunft in den „Polo-Klub“ und in den „Fencing Klub“ — die einzigen, die ihnen offen stehen — nachsuchen; aber von den 500, die sich melden, werden höchstens 25 aufgenommen. Diese 25 Glückskinder haben am Schlusse ihres ersten Studienjahres das Recht, ihre Aufnahme in den „Zeta-Psi“, den „A. D.“ und den „Alpha-Delta-Phi“ zu beantragen. Diese Klubs werden „geheime“ genannt, man weiß nicht, warum; sie sind höchstens „exklusiv“, denn der Amerikaner ist nur noch scheinbar demokratisch und schließt alle Elemente, die ihm nicht vornehm genug sind, aus seinen Klubs aus. Am Schlusse des zweiten Jahres können die Mitglieder der „geheimen Klubs“ in den „D. K. E.“ oder die „Gelehrte Gesellschaft von 1770“ eintreten. Einer der vornehmsten Klubs, der aber nur den Studenten des dritten oder vierten Jahrganges zugänglich ist, heißt „Hasty-Pudding“, zur Erinnerung an den Kuchen, den die Studenten, die sich verspätet hatten, dort stehend in aller Eile aßen. „Signet“, „Amphadon“ und „O. K.“ sind die feinsten literarischen Klubs. Die Mitgliedsbeiträge sind hier sehr hoch, aber man nimmt jedes Jahr vier oder fünf mittellose Studenten als Ehrenmitglieder auf. In den geheimen Klubs führt eine einzige schwarze Kugel die Ausschließung herbei. Um in den „D. K. E.“ aufgenommen zu werden, muß man die tollsten Dinge mit sich machen lassen: man wird aufgeknüpft (natürlich nur scheinbar) mit verbundenen Augen in ein abgrundtiefes Loch gestoßen usw.; das soll eine Art „Verspottung der Freimaurerei“ sein. Die Aufnahme-Zeremonien dauern drei Tage; während dieser drei Tage können die Mitglieder des „D. K. E.“ mit dem Bewerber machen, was ihnen gerade einfällt. Man zwingt ihn lächerliche Kostüme zu tragen, sich im Pferdebahnwagen die Schuhe auszuziehen, auf Telegraphenstangen zu klettern, irgend eine unbekannte Dame zu küssen, sich mitten auf der Straße in den Schmutz zu setzen, sich die Hälfte des Schnurrbarts wegrasieren zu lassen, mehrere Tage ungewaschen und ungekämmt zu bleiben usw. Der vornehmste aller Klubs ist der „Zeta-Psi“, der nur 30 Mitglieder aufnimmt; man zahlt 75 Dollars Eintrittsgeld und dann 10 Dollars pro Monat. Ein Klub, dem jeder eingeschriebene Student beitreten kann, ist die „Union“; hier kann der ärmere Student essen, trinken (aber nur Wasser!), lesen, Billard spielen und das im Klub selbst gedruckte Studentenblatt studieren.

## Kunst und Literatur.

Friedrich Spielhagen Romane — Neue Folge. — Wohlfeile Lieferungsausgabe in 50 Heften à 35 Pfg. Alle vierzehn Tage eine Lieferung (Verlag von L. Staackmann in Leipzig). Die Lieferungen 15 bis 22, welche uns vorliegen, bringen die Fortsetzung und den Schluß der Novelle „Susi“, sowie den hauptsächlichen Umfang des „Opfer“. — Der Roman „Opfer“ trägt deutlich das zeitgeschichtliche Kolorit des letzten Jahrzehnts. Es fehlt nicht die „Goethegesellschaft“ und der „Vorwärts“, nicht die Proletarierfamilie und die Erbschaft aus Amerika, nicht die aufgelöste Volksversammlung und der durchgebrannte Kassierer, nicht christlich-soziale Tätigkeit und Magdalenen-Arbeit. Auch der Buddhismus hat seine Liebhaber. In buntem Gemisch wirbeln verschuldete Offiziere und reiche Lebemänner, Dirnen der Straße und des Salons, intrigante Witwen und mildtätige Frauen und Jungfrauen, hier der getaufte Bankier, dort der eifrige Pastor, am Auge des Lesers vorüber. — Die Verlagsbuchhandlung erwirbt sich ein hohes Verdienst, daß sie diesen vornehmen Dichter, welcher noch lange nicht so verbreitet ist, wie er es verdient, durch diese wohlfeile Lieferungsausgabe mehr unter das Volk zu bringen sucht.

Zu Bade- und Trinkkuren ist gerade jetzt eine geeignete Zeit. Es sei daher auf ein zweckmäßiges und sehr preiswertes Büchelchen hingewiesen, das der bekannte Bade- und Nervenarzt Dr. med. Ralf Wichmann in Bad Harzburg seinen weitverbreiteten Büchern „Lebensregeln für Neurastheniker“ und „Die Neurasthenie und ihre Behandlung“ folgen ließ und das sich „Die Wasserkuren“, innere und äußere Wasseranwendung im Hause, betitelt. Mit 10 Abbildungen. (Preis geh. 1 Mk., geb. 1,25 Mk.) Verlag von Otto Salle in Berlin W. 30. — Der Verfasser behandelt in einer für Jedermann verständlichen Schreibweise, sowie bei sehr übersichtlicher Gruppierung des Stoffes die mannigfachsten Anwendungen des Wassers und zeigt, wie sämtliche Heilerfolge durch letzteres nicht allein in Kurorten, Wasserheilanstalten usw. erzielt werden können, sondern bei entsprechender Behandlung auch in der Heimat des Kranken. Es wird mit den zu Trinkkuren und Ausspülungen geeigneten Wässern begonnen und dann zu den gewöhnlichen Wasserbädern in den verschiedensten Formen, zu den Wasserbädern mit Zusätzen, zu den Dampf- und irisch-römischen Bädern, zu den Duschen, Begießungen, Abreibungen, Umschlägen und Einpackungen übergegangen. Am Schluß sind die verschiedenen Kurmethoden der Wasseranwendung und die Krankheiten, für welche sich eine Wasserkur besonders eignet, besprochen. Im Hinblick darauf, daß das Wasser heutzutage immer mehr in die Reihe der wichtigsten Heilmittel eingetreten ist, dürfte das empfehlenswerte Büchlein vielen Kranken sehr willkommen sein; es kann durch jede Buchhandlung, wie auch direkt vom Verlage von Otto Salle in Berlin W. 30 bezogen werden.

Deutsche Alpenzeitung. Nach Vorarlberg und in das Gebiet des für zahllose Alpenwanderer noch wenig bekannten

## Schiffsverpflegung.

Zu den größten überhaupt bestehenden Haushaltungen gehören die transozeanischen Reedereien, die für die Mannschaften und die Reisenden ihrer Schiffe den Bedarf an Speise und Trank einheitlich beschaffen. Auf diesem Gebiete hat sich, wie bekannt, der Großbetrieb, der zentralisierte Einkauf durch besondere Proviantabteilungen der Reedereien vortrefflich bewährt. Er hat es dahin gebracht, daß namentlich auf den großen Passagierschiffen die Verpflegung, der vor Jahrzehnten auch genügsame Reisende mit Besorgnis entgegensahen, zu hoher Vollkommenheit gediehen ist und heut derjenigen in Hotels und Restaurants vielfach als überlegen gepriesen wird. Die beiden großen deutschen Reedereien haben wegen ihrer Betriebsausdehnung einen weit größeren Konsum als irgend eine ausländische Reederei, und ihre Verpflegung wird auch qualitativ von vielen ausländischen wie deutschen Beurteilern als überlegen anerkannt. Die Hamburg-Amerika-Linie hat im Jahre 1902 allein für die 107 von Hamburg aus ausgerüsteten Dampfer für über 6 Millionen Mark Proviant und Getränke im Werte von 1½ Millionen Mark für die Schiffe eingekauft. Wohl wirkt einerseits die Einstellung immer schnellerer Schiffe nach der Richtung, die Reisedauer abzukürzen und damit den Verpflegungsbedarf pro Reisenden zu vermindern. Andererseits aber hat im abgelaufenen Jahre die Zunahme der Reisenden (von 212 000 auf 252 000 bei der Hamburg-Amerika-Linie) eine diesen Ausfall ausgleichende Zunahme des Proviantbedarfs zur Folge gehabt. Allerdings sind die außerordentlich reichlich verpflegten ostasiatischen Truppentransporte im Jahre 1902 gegenüber 1901 sehr viel geringer gewesen, was sich im Haushalt der Gesellschaft stark bemerkbar macht. Im ganzen bleibt die Reederei als Abnehmer für die Landwirtschaft und Nahrungsmittel-Industrie von wesentlicher Bedeutung. Die 107 großen Seeschiffe der Hamburg-Amerika-Linie, die von Hamburg aus verproviantiert werden, sind im Jahre 1902 durchschnittlich je 318 Tage im Dienst gewesen; auf ihnen wurden 4 849 935 Tagesrationen ausgegeben, ungerechnet die 38 990 Säuglingsrationen, die noch hinzukommen. Tag für Tag wurden durchschnittlich 2215 Rationen in der Kajüte, 5679 im Zwischendeck, 1029 in den Offiziersmessen, 6345 an Mannschaften und Arbeiter, dazu 308 Mannschaftsrationen für Militärpersonen, 124 für Säuglinge ausgegeben. Danach waren im Durchschnitt täglich 8326 Reisende und 7374 Mann Besatzung auf den Schiffen zu verpflegen. Die Liste der Hunderte von verschiedenen Nahrungsmitteln und Getränken, die jeder Passagierdampfer mitbekommt, bildet jedesmal ein ziemlich umfangreiches Aktenstück für sich. Wir wollen aus der Proviantstatistik des abgelaufenen Jahres zusammenfassend nur die wichtigsten Zahlen wiedergeben. Von frischem Fleisch aller Sorten wurden 3 743 287 Pfund gebraucht; die Einrichtung großer Kühlräume auf den Passagierschiffen ermöglicht es der Hamburg-Amerika-Linie, die Fleischversorgung hauptsächlich in frischer Ware eintreten zu lassen. Im einzelnen wurden 6196 Ochsen, 2073 Kälber, 8775 Hammel, 2484 Schweine konsumiert, alles beste Schlachttiere. Salzfleisch und Speck wurden 397 319 Pfund, konserviertes Fleisch 238 438 Pfund und 26 206 Dosen verbraucht. Von den vielerlei ergänzenden Artikeln nennen wir 5797 Pfund Schildkröten, 27 276 Pfund Wild (400 Rehe, 20 Renntiere, 750 Stück Damwild usw.), 351 412 Pfund und 50 284 Stück frische Fische, 58 013 Dosen und 23 250 Pfund konservierte Fische, 1113 Tonnen Heringe, 34 346 Pfund Krebse und Hummer, 282 869 Austern, 311 354 Pfund und 59 154 Stück Geflügel (3950 Puter, 4700 Gänse, 20 700 Enten, 3830 Kapaunen, 17 580 Poularden, 74 700 Hühner und Küken, 30 900 Tauben), 159 256 Pfund Rauchfleisch und Schinken, 81 144 Pfund Wurst, 248 842 Pfund Käse, dazu Kaviar, Fleischextrakt (11 620 Dosen), Konserven 2c. Aus früheren Zeiten hat sich vereinzelt noch die Meinung erhalten, das Fehlen von Obst und Gemüse sei ein notwendiger Mangel der Schiffskost. Bei der Hamburg-Amerika-Linie ist von einem solchen Mangel nichts zu bemerken. Wir finden im Jahresbedarf 125 994 Dosen Gemüse, 24 575 Dosen Spargel, 11 286 Dosen Pilze, 1173 Anker und 8054 Dosen Gurken, 289 423 Pfund Zwiebeln, 407 343 Citronen, 805 849 Apfelsinen, 521 036 Pfund Hülsenfrüchte, 202 422 Pfund Sauerkohl und Schneidebohnen, 58 271 Pfund Trockengemüse, 14 833 Pfund Nüsse und Mandeln, 9571 Pfund und 13 262 Glas Gewürze, 233 847 Pfund getrocknete Früchte, 41 514 Pfund Marmelade, 57 824 Dosen und 11 927 Pfund Kompot u. s. f. Aus der langen Liste der übrigen Nahrungsmittel seien hier nur genannt: 483 609 Liter Milch und Rahm, 2 316 243 Eier, 608 893 Pfund Butter, Schmalz 2c., 70 747 Stück Eiskreme, 2 708 268 Pfund Mehl, 1 759 313 Pfund Brot, 43 808 Pfund Zwieback, 443 025 Pfund Reis, Grütze und Sago, 6 747 569 Pfund Kartoffeln, 90 641 Pfund Nudeln, 309 783 Pfund Salz, 187 393 Pfund Zucker, 361 834 Pfund Farin, 126 542 Liter Essig, 278 647 Pfund Kaffee, 16 946 Pfund Thee, 12 935 Pfund Schokolade und Kakao. Die letzten Posten bringen uns schon zu den Getränken, von denen ebenfalls ein stattliches Quantum an Bord konsumiert wird. Für die Mannschaft (und für das in gleicher Weise verpflegte Militär) wurden 345 669 Liter Rotwein und 10 715 Liter Rum beschafft, außerdem 192 851 Liter andere Getränke. Für die Reisenden wurde gesorgt mit 26 307 Flaschen Champagner, 56 252 Flaschen Rotwein, 92 630 Flaschen Rhein- und Moselwein, 16 406 Flaschen Portwein und Sherry, 42 109 Flaschen Kognak, Rum und Likör. Gleichzeitig wurden getrunken 348 935 Liter Münchener Bier, 322 054 Liter Lagerbier, außerdem 809 477 Flaschen, 18 074 Flaschen Porter und Ale. Endlich wurden 310 434 Flaschen Mineralwasser verbraucht. Wenn es heutzutage eine ganze Anzahl von Leuten gibt, die hauptsächlich der Verpflegung zu Liebe von Zeit zu Zeit eine Seereise machen, so kann man dieser Neigung nach obigem eine sehr substantielle Grundlage nicht absprechen.

Bregenzerwaldes führt uns das neueste, soeben erschienene Heft 8 der Deutschen Alpenzeitung. In Bregenz, der Landeshauptstadt von Vorarlberg, findet bekanntlich in der Zeit vom 24. bis 26. Juli die Generalversammlung des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins statt. Die bevorzugte Lage dieser Stadt bürgt dafür, daß sich aus Oesterreich, der Schweiz und dem Deutschen Reiche Festteilnehmer in großer Zahl einfinden werden. Diesen wird das neue Heft der Deutschen Alpenzeitung nicht nur eine bleibende angenehme Erinnerung an die Festtage bieten, sondern auf den verschiedenen kürzeren und weiteren Touren ein willkommener Führer und Berater sein. Von den Aufsätzen seien besonders genannt: Der Patteriol im Ferwall von H. v. Ficker; Im Bannkreis des Schwäbischen Meeres von J. L. Baum; Durch den hinteren Bregenzerwald von P. Winkel; Der hohe Freschen von H. Hueter; Die Königin der nördlichen Kalkalpen von R. Kallenberg; Im Montafon von A. Mayer Bergwald. Reichster Bilderschmuck, wie wir ihn bei der Deutschen Alpenzeitung gewohnt sind, belebt wieder die interessanten Schilderungen. Als Glanzleistung seien von den Kunstblättern hervorgehoben: Pians und Parseiergruppe an der Arlbergbahn, nach eigener Natur-Dreifarben-Aufnahme der Deutschen Alpenzeitung; Bregenz am Bodensee, überaus stimmungsvoll aufgefaßt, und die Augsburgerhütte mit der Parseierspitze, nach einem Gemälde des verstorb. Münchener Kunstmaler Geiger-Thuring. Auch die Zusammenstellung und Bearbeitung der Alpinen Nachrichten beweist immer mehr, daß die Deutsche Alpenzeitung mit rühmenswerter Unparteilichkeit und großem Verständnis die gesamten Interessen der Bergländer zu fördern weiß. Viele Anregungen erhalten auch wir aus den „Alpinen Nachrichten" und können deshalb auch diese unsern Lesern zu eingehendem Studium empfehlen. Mancher wird sich durch die freimütige Kritik der Deutschen Alpenzeitung vielleicht betroffen fühlen, viele andere aber und wir mit ihnen begrüßen um so mehr die energische und zielbewußte Arbeit dieses prächtigen Blattes. Möge man es auf jede Weise unterstützen!

## Linkshändigkeit.

Wer es nicht schon aus Beispielen in seiner Familie oder der nächsten Umgebung gewußt hat, wird aus der Tatsache, daß der Altmeister der deutschen Kunst eigentlich linkshändig ist, die richtige Folgerung ziehen, daß die bis vor kurzem, besonders von französischen Forschern, gehegte Meinung, daß Linkshändigkeit im allgemeinen ein Kennzeichen niederer Rassen sei, wie so viele andere auf mangelhafter Beobachtung beruht. Dagegen darf man mit Recht annehmen, daß ursprünglich eine völlige Gleichmäßigkeit in der Anlage der beiden vordern Gliedmaßen bestand und (wie bei Affen) auch besteht, bei der weitern Entwicklung aber durch gewisse auftretende Wachstumverhältnisse eine Verschiedenheit der beiden Hälften entsteht. In der Tat kommt Linkshändigkeit bei den Kindern vorzugsweise vor, was auf eine zeitlich frühere Ausbildung der rechten Gehirnhemispäre schließen läßt — da bekanntlich jede der beiden Körperhälften infolge einer Nervenkreuzung im Gehirn unter dem Einfluß der anderseitigen Gehirnhälfte steht. In dem Falle nun, wo die rechte Hälfte des Gehirns, bezw. — infolge einer bekannten Abweichung in der Verteilung der Blutgefäße — die den linken Arm versorgende Arterie den ersten Blutdruck erhält, wird sich bald der Zustand der Linkshändigkeit bemerkbar machen. In der Regel scheint aber beim weitern Wachstum das Gleichgewicht beider Extremitäten sich wieder herzustellen und alsdann, durch Angewöhnung unterstützt, zur ausgesprochenen Rechtshändigkeit und damit auch zu einem materiellen Uebergewicht des rechten Armes überzugehen. Mit Recht führen aber viele Linkshänder lebhafte Klage darüber, daß ihnen die Folgen ihrer jugendlichen Veranlagung manche unverdiente Verunglimpfungen eingetragen haben. Erst in der neuern Zeit scheint sich die Einsicht Bahn zu brechen, wie unpassend und unklug es wäre, mit aller Konsequenz und Strenge gegen jene Eigentümlichkeit anzugehen, und in wie vielen Berufen die Fähigkeit der linken Hand dem Eigentümer zum Vorteil gereicht. Offenbar würde z. B. ein Arbeiter weniger rasch ermüden, wenn er beide Hände abwechselnd zu derselben Tätigkeit brauchen könnte. Mit Rücksicht darauf werden denn auch in manchen deutschen Handwerkerschulen neuerdings die Zöglinge angehalten, das Sägen, Hobeln und Hämmern ebensowohl mit der linken Hand zu lernen wie mit der rechten, und den jungen Männern und Frauen wird die Wichtigkeit der gleichen Geschicklichkeit beider Hände besonders eingeprägt. In Japan lernen die Kinder vom frühesten Alter mit der Rechten wie mit der Linken schreiben und zeichnen, und diesem Umstand wird von vielen Seiten die Ueberlegenheit der japanischen Kunst auf gewissen Gebieten zugeschrieben. Aber auch in unsern Schulen fängt man an, die Schüler Kreise und andere Figuren zuerst mit der einen, dann mit der andern Hand, ohne jede Unterstützung des Arms, an der Tafel malen zu lassen, um auch die Muskeln des linken Arms nach dieser Richtung hin auszubilden. Im Schreiben sollten ebenso beide Hände geübt sein, da man andernfalls schon durch eine leichte Verletzung an der rechten Hand zur zeitweisen Arbeitsunfähigkeit verurteilt werden kann. Das gleiche ist mit dem Nähen und andern häuslichen Handarbeiten der Fall. Eigentümlich ist das häufigere Vorkommen der Linkshändigkeit beim weiblichen Geschlecht. Im allgemeinen sind die Frauen mit der linken Hand fast ebenso geschickt wie mit der rechten, und auch Gewicht und Kraft scheinen sich dabei die Wege zu halten. Wir haben oben schon andere Gründe dafür angeführt, um den Verdacht von uns fernzuhalten, diese Erscheinung in irgend eine ursächliche Verbindung mit der ferneren Tatsache bringen zu wollen, daß nicht nur bei Negern und andern Naturvölkern, sondern auch bei Idioten, Schwachsinnigen und Epileptikern Linkshändigkeit vorherrschend bleibt, wie denn auch die Beobachtung gezeigt hat, daß die gesamte Entwicklung bei ausschließlich Linkshändern in der Regel weniger rasch und günstig fortschreitet und zeitlebens eine gewisse Unbeholfenheit oder Schwerfälligkeit im Gegensatz zu den Rechtshändern zurückzubleiben pflegt, wie es noch der Sprachgebrauch im Wort „linkisch" ausdrückt. Jedenfalls ist die Forschung über diese Frage noch im Anfangsstadium begriffen, immerhin aber so wichtig, daß Eltern und Erzieher eingehender als bisher ihr Augenmerk darauf zu richten haben werden. Wir können es uns nicht versagen, zum Trost oder vielmehr zur Anspornung der Betroffenen mit dem schon eingangs angedeuteten Selbstbekenntnis zu schließen, das Adolf von Menzel einem Besucher gegenüber ablegte: „Mit der Linken zeichne ich immer und aquarelliere. Als ich noch als Kind in Breslau auf dem Boden herumkroch und mit Kreide Figuren auf ihn zeichnete, da war es mit dieser (linken) Hand. Als ich 19 Jahre alt war, fing ich erst an zu malen; dann schon gleich mit der rechten Hand. Das erste Bild machte viel Mühe, sehr viel, das zweite wurde schon besser und dann gings. Und so ist's noch heute. Wenn ich Oel male, immer mit der Rechten; Zeichnen und Aquarell und Gouache immer mit der Linken."

(Köln. Ztg.)

## Fiffig mang die Strohwittwer.

Stettin, 25. Juli.

Unser Mitarbeiter, der Schneiderlehrling Fiffig schreibt uns:

Geehrter Herr Redaktöhr!

Was das Hundstagsche is, zeigt sich jetzt in alle Auffälligkeit von wejen de große Hitze mit die bewegliche Jewitterneigung. So war's schon for Falben un so bleibts! In sohne Zeit haben die Frauens, och was die Mächens sind, immer en Bedürfniß von wejen's Wasser, aber so'n Wasser, was am Strande Wogen schlagen tut von wejen Wellenschlag oder was in die Berge entspringen tut, von wejen das Quellen-Gemurrmle, un was die Männers sind, die müssen „ja" sagen von wejen die Migeränen und Ohnmachts-Beklemmungen im Nichtfalle. Was die Frauen sind, ziehn mit's ganze Haus sammts Mädchen vor Allens Ozonen durstig mang die Berge oder mang die See. Was der Mann is, der wird merschtenteels in alleinigter Einsamigkeit zurückjelassen von wejen Wachsamkeit for die Wohnung, was man Strohwittwer nennen tut, von wejen Wittwerschaft ohne reelle Jrundlage. Was die Stiefeln sind, muß er selbst putzen, was der Kaffee is, den muß er selbst kochen, was die Betten sind, da schläft er unjemacht drin, wenn er dazu kommen tut, un was das Essen is, jiebts of Markens in's Rehstaurang. — Was die jewohnte Wohnlichkeit is, tut allens fehlen, die Einsamigkeit wird immer jrößer un von wejen Mangel an die jewohnte Jardinen-Predigt fihlt son Strohwittwer an jewisse Ausgelassenhaftigkeit von wejen das persöhnliche Freisein, was die Strohwittwer-Flatterwochenzeit sein tut von wejen Streiche machen for Junggesellen. Son Vereinsamigter will aber och sein Fergnigen haben tun, un was als ein bemitleidigender Wirt bekannt is un och en Herz for die verlassne Mannswelt haben tut, das hat for die Strohwittwer ne Fergnigungsfahrt gemacht nach Greifenhagen, was an die Oder, was die Reglitz genannt wird, bei die Jemüsekammer in Pommern liegt. Wenn nu en Dichter gesagt haben tut: „Ken Fergnigen ohne Damens nich", das war hier fälschlich, denn of's Schiff hat's geheißen: „For Herren", was hier Strohwittwer sein taten, oder aber sone, die noch in unweiberliche Junggesellenhaut verharren tun" un weil Fiffig zu sone Kategohren jehören tut, da war ich bei als Pscheudonihm for die weibliche Beziehnung nach Münchner Art, was man „Münchner Kindl" nennen tut, von wejen die unbescholtne Natirlichkeit. Was die Strohwittwer waren, die hatten allens Betriebtheit von wejen ihre Schlechtigkeit, weil die bessern Hälften fehlen taten, un weil en frommer Mann, was Luther war, schon sagt, das die Nusike das beste Labsal for en betrübten Menschen sein tut, da war och Musik da, was musikalisch wirken tut von wejen den Radau. Was der Fleescher Resecke un och Strohwittwer war, freite sich bannig of die Fahrt, aber was des Geschickes Mächte sein tun, das war for ihn seine Schwiegerolle, was von die Fahrt jehört hatte un Resecken of die Straße aschambrirte un mit die Worte: „Ick will Dir be strohwittwern", for die am Strande mangs Seewasser plätschernde Ehejattin einjreifen tut von wejen übern Strank schlagen; un Resecke, was sich for de größte Ochsen nich fürchten tut, kriejte Schlottern in die Strohwittwerknie, er strich for die Olle die Segels un drückte sich mang die heimatliche Würschte. Was aber dann die Fahrt war, das war'n Jenuß von wejen die Luft of's Wasser, was hochflutig aussah, von wejen die musikalischen Eindrücke von die Kapelle un von wejen das unterhaltigsin über das Politsche, die Kunst un das Strohwitzliche über Mikroschen, was en oller Ungar jewesen sin soll. Aber was das Höchste von das Jenuß war, das gab der bemitleidigende Wirt von wejen die Lieferanten-Spendüblichkeit mit's Bier, mit die Riesen-Kognakbuddel mit die 3 Sterne un das aptitliche Eßbare allens — da war en Korb mit Brödchens, was in die Mitte Böffsticks waren, wo in enem en 10-Markstück in Jold drin war und der's fand, der kriegt's eigentiemlich, aber Fiffig war's nich. Un nu in Greifenhagen, was ene schene Stadt is, wo Allens am Bollwerk stand von wejen Empfänglichkeit, als ob die Strohwittwer Abnormitäten sin täten, un was die Fenster waren, da standen proppe Mächens mit die wedelnden Schnupptücher, un an die Tieren die Handwerkers mit die Gesellen in die Schürzen, un Allens freute sich über die vergniglichen Strohwittwer, was die verlassene Männlichkeit von Stettin verpräsentierte. Was dann das Schützenhaus war, das war das Renn-D-wu, wo for 50 Pf. Entree die Greifenhagener die Strohwittwer sehn un die Musik hören tun konnten, was Beides das Geld wert war. Un wie die Strohwittwer's nu ins freudigste gestimmt waren von wejen die Ibermitigkeit, da schriebens Ansichtskarten an die Weibchen mang die See von wejen die traurige Untröstlichkeit un die Sehnsuchtigkeit, un sie ließen sich fotografiren, was man „Gruppe" nennt, daß das Traurige bildlich zum ausdrucken kommen sollte. Un dann gab's Schlachtmusike mit en janzes Trommler-Kohr, was nich da war von wejen keine Garnison in Greifenhagen, un was dann das Feuerwerk war, da zeigten sich die Strohwittwer in's Brillantfeuer, was zum Brüllen war. Nu war's alle, aber's kam noch was von wejen das Ewich-Weibliche. Als im Saal drin die Musik los ging, was die Fiedeln waren, da wurden, was die strohwittwerlichen Beene waren, geschmissen von wejen dem Jalopp gegens Zipperlein, un was die Mächen beis tanzen waren, das waren auch allens Strohwittwern. Was nun das Ende jewesen war, da gings mit dem Dampfer nach Stettin zu, da tats viel Nebel geben — aber nich of's Wasser. Was die Weibchen von die Strohwittwer sein tun mang dem Strand von wejen böse Jedanken of die Fahrt, das sind Irritäten, das Janze war kene Ausartung von wilder Orangerie nich, blos ene fergnigliche Harmlosigkeit, bei die och nich leiden tat das voll Unschuld seiende Gemüt von

Hans Fiffig.

Die Harmlosigkeit bestätigt

R. O. K.

## Praktisches für den Haushalt.

Porzellangefäße zu reinigen. Um Porzellangefäße zu reinigen, scheuert man sie mit einem reinen Tuch mit heißem Wasser und Kleie, und spült dann mit kaltem Wasser nach. Das Wasser zum Abwaschen darf aber nicht zu heiß sein, weil sonst das Porzellan Risse bekommt. Das gewaschene und gespülte Geschirr muß rein ablaufen und mit einem Tuch sorgfältig abgetrocknet werden. Sind Porzellangeschirre durch Alter und Rauch braun geworden, so begießt man sie mit Schwefelsäure, entfernt diese nach einer halben Stunde und scheuert dann mit feinem Sand und Wasser.

Verhalten bei Zahnschmerzen. Zu empfehlen ist bei allgemeinen Zahnschmerzen: Warmhalten der Kiefer; bei hohlen Zähnen: Einlegen eines mit Opiumtinktur und Nelkenöl befeuchteten Wattebäuschchens. Man reinige den Mund fleißig mit lauem Wasser, dem etwas Karbolsäure (soviel, daß man sie deutlich schmeckt) hinzugesetzt ist. Nicht selten hilft man sich, wenigstens vorübergehend, dadurch, daß man etwas Kognak im Munde über dem schmerzenden Zahn verweilen läßt.

Angebrochenen Rotwein aufzubewahren. Man korke die Flasche wieder fest zu und lege sie an einen kühlen Ort, so, daß der Kork im Innern der Flasche mit dem Wein in Berührung kommt.

Glacéhandschuhe zu reinigen. Man bedarf dazu ein wenig frischer Milch, ein Stückchen braune Seife und ein reines Handtuch, das drei- oder viermal zusammengelegt ist. Breite auf dem Tuch die Handschuhe glatt aus, nimm ein Stückchen Flanell, tauche es in die Milch, streiche es mit Seife und reibe damit den Handschuh gegen die Finger. Fahre so lange fort, bis die Handschuhe rein sind und dieselben, wenn ihre Farbe ursprünglich weiß ist, ein dunkles Gelb zeigen, wenn aber farbig, schwarz aussehen. Hänge sie zum Trocknen auf und man wird finden, daß sie fast wie neu aussehen. Sie werden weich, glänzend und elastisch sein.

## Vermischte Nachrichten.

— Die „Namen der neuen Reichstagsabgeordneten", so schreibt den „Bremer Nachrichten" ein Freund, schwirren mir immer noch im Kopf herum; und wenn sich dieselben in meinem Bericht über unsere erste Ferientour immer wieder hineindrängen sollten, so bitte ich Sie, geehrter Herr Redakteur, etwa dadurch entstehende stilistische Unebenheiten diesmal noch verzeihlich finden zu wollen. Der Verlauf unseres Ausfluges war folgender: Von Oldenburg marschierten wir zunächst über Fräßdorf nach Wattendorf am Podenberg. Hier besichtigten wir natürlich die Ruine Bieberstein und wanderten dann Frank, Fröhlich, Frohme weiter. Indem wir den Grünberg links und den Arenberg rechts liegen ließen, gelangten wir durch das liebliche Schmalfeld nach Böhlendorf. Wegen der Hitze wurde nun gefahren, und zwar durch das sonnige Herzfeld über Kardorff nach Gersdorff mit dem herrlichen Buchwald. Der Förster, der auf der Jagd nach einem Bock sich befand (er hatte noch nichts erlegt, nur ein Fuchs hatte sich in der Fußangel gefangen), führte uns durch das Holtz ins Blumenthal, welches von dem Dasbach und Fehrenbach durchflossen wird. Hier sahen wir einen Haasen und Moritz pustete im Jagdeifer seine brennende Zigarre aus seiner Bernsteinspitze, auf das Tier, wodurch beinahe ein Heydebrand entstanden wäre, der ihn eventuell noch vor den Richter gebracht häte. Endlich langten wir in Stubbendorf an und ließen uns in einem Kneiphause nieder, wo alles für uns bereit stand. Nach einem Hoch auf Lehmann ließen wir uns am Stammtisch die Speisen und Getränke, die man sich für einen mäßigen Preiß erstand, wohlschmecken. Einige von uns aßen Kohl mit Speck, andere zogen Pfannkuchen vor; auch Krebs war zu haben und Rettich. Eine Spezialität des Ortes war eine Stolle von dem dortigen Semler, so heißen in jener Gegend die Bäcker. Nach dem Essen besorgte uns ein Bauer ein Göhr von Schüler zum Kegelaufsetzen; wir hatten aber keinen rechten Neuner bei uns. Bloß Schmidt hatte Glück, weil er unterwegs einen Hufnagel gefunden hatte. Bei der nun folgenden Kneipe wurde noch mancher Thaler verzehrt. Rother schmeckt immer gut, nur darf er nicht vom Kraemer sein. Bier gabs in allen Sorten: Bock, Braun, Witt, auch Münchner. Meist machte es der Wirt selber, indem er helles Bier färbte; die Leute nannten ihn deshalb Münch-Ferber. Leider kam es zu einer Schlägerei, lieber Leser. Ein Geck, der einen Spahn oder Wurm im Kopfe haben mußte und ein Held im Trinken war, brach einen Streit vom Zaune. Noch'n Schoppen, schrie er, mein Zehnter! Dann ulkte er uns an. Lieber Mann, lassen Sie uns zufrieden, sagte Traeger ganz artig. Scherre er sich hinaus, Sir! war die Antwort. Zuletzt riß uns die Geduld und einer von uns, er war ein Sachse und ein rechter Nauke, packte den Friedensstörer am Nacken. Doch der wurde Patzig und immer Groeber, und schließlich fielen Müller und Schulze, wie sich ein Geyer und Sperber auf seine Beute stürzt, über ihn her, nahmen ihre Stöcker und prügelten ihn windelweich, wie David in Wagners Meister-Singern den Beck-Meister; dann setzten wir alle Hebel an, um ihn über die Grenz zu bringen. Der Sieg war unser, wenn auch ein Spiegel dabei in Stücke ging. Abends tanzten wir noch mit den Engeln des Ortes manchen Walzer, bis Dewitz, unser Führer und Herold, das Horn nahm und zum Aufbruch blies und so fuhren wir mit der Bahn wieder Heim. Will damit schließen.

## Meeressang.

Der Nachtwind hebt die Schwingen;
Zieht leise über's Meer.
Ein stillverträumtes Singen
Schwebt aus der Flut daher.

Ein Flüstern und ein Raunen
Aus halbvergess'ner Zeit.
Des Menschenschicksals Launen,
Der Menschen Lust und Leid!

Ein Seufzen und ein Lachen —
Ein ferner Mövenschrei;
Auf schaumumsprühtem Nachen
Rauscht still die Zeit vorbei.

Erich Westphal.